

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

10.8.1919 (No. 32)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 32

Karlsruhe, Sonntag, 10. August

1919

Inhalt: Deutschland. Von Ludwig Flinch. — Der französische Geist und die Zukunft Europas. Von Dr. Franz Schnabel (Karlsruhe). — F. P. Jacobsens „Frau Marie Grubbe“. Von Privatdozent Dr. jur. et phil. v. Grolman. — Magister Frankfort von Selma Lagerloef.

Deutschland.

Deutschland, ich muß dich lieben;
die weißen Vögel stieben
vom Meer ins graue Land.
Was hab ich dich verstoßen.
Ein Hag von wilden Rosen
ist rot um dich entbrannt.

Die Füße muß ich spreiten,
ich trag in Händen beiden
ein Herz voll Not und Weh;
die spitzen Dornen stechen;
wo sind die blauen Flächen
von Alb und Bodensee?

Steh ich in fremdem Schwarme,
o Deutschland, reck die Arme,
nimm mich an deine Brust.
Daß ich die Wurzeln habe
in meines Vaters Grabe,
das hab ich nicht gewußt.

Ludwig Flinch.

Der französische Geist und die Zukunft Europas.

Von Dr. Franz Schnabel (Karlsruhe).

Daß die moralischen Qualitäten unseres französischen Gegners bei uns in Deutschland vor und während des Krieges überaus stark unterschätzt worden sind, ist leider eine verhängnisvolle Tatsache gewesen, die sich aus Unkenntnis, Verblendung und aus den unleidlichen Selbsterreichtigkeiten jener Jahre gebildet hatte. Was man in Deutschland, einschließlich seiner gebildeten Schicht, von französischer Kultur und von der Mentalität des französischen Volkes wußte, war im allgemeinen nicht viel mehr, als was das Leben und Treiben auf dem Montmartre und die Bilder der Boulevards an raffinierter Genußsucht und sittenlosem Amusement dem Beschauer und dem — Teilnehmer darbieten; und diese Eindrücke stellten sich jedem Einzelnen um so leichter als der eigentliche geistige und moralische Habitus der französischen Nation dar, weil allerdings in dem ganzen Geistesleben dieses Volkes, soweit es seit einem Jahrhundert in seiner Kunst und Literatur sich geoffenbart hatte, eine müde und decadente Stimmung hergebracht und überliefert war. Seit den Tagen der Romantik war die französische Dichtung in der Zerfetzung des Willens und in der Auflösung der ethischen Werte vorangegangen und hatte mit einem Erfolge obnegleichen das geistige Leben von ganz Westeuropa infiziert; Frankreichs Agonie und ihre Weltwirkung — das war das Schauspiel, das zumal die beiden jüngsten Menschenalter erfüllte. Kein Wunder, daß man schließlich aus Gewohnheit und Ueberlieferung an dem einmal gewonnenen Bilde festhielt, und daß man verärrte, immer wieder nachzuprüfen, und daß man

angesichts der Masse glänzender Romane, die in gewohnter Pariser Eleganz die Frivolität und das Kaster verschönten, nicht daran dachte, nachzusehen, was unabhängig von all diesem Literaturklimbim Neues, Großes und Ewiges sich langsam zu regen und zu gestalten begann.

Auch die berufsmäßigen Vermittler zwischen deutscher und französischer Kultur haben damals nicht geahnt, daß sich mitten in der Fäulnis und der schwelgenden Lust, die von den großen Meistern der französischen Literatur mit entzückender Grazie umhüllt und von der Menge ihrer Epigonen noch immer in vollendeter Lebenswürdigkeit besungen wurden, allmählich seit anderthalb Jahrzehnten eine neue Geistigkeit emporrang: eine Geistigkeit, die tief im Leben des französischen Volkes wurzelte, in seiner Geschichte und Rasse, seinem Volkstum und seiner ältesten Kultur! Von allen Deutschen, die vor dem Kriege von Paris aus über französische Zustände nach Hause berichtet haben, hat meines Wissens nur Otto Grautoff auf die tiefen Wandlungen aufmerksam gemacht, die sich in der französischen Öffentlichkeit und zumal in der Jugend vorbereitet und die — bei aller äußerlichen Vorherrschaft des überlieferten, mondänen Pariserturns — bereits eine Macht geworden waren. Lebhaft stehen mir in diesem Zusammenhang heute die Unterhaltungen vor Augen, die ich manche Jahre vor dem Kriege, damals noch Student, mit Max Nordau in Paris pflegen durfte, der seit Jahrzehnten die „Vossische Zeitung“ in der Seinestadt vertrat und auf das allgemeine deutsche Urteil über französisches Wesen einen starken Einfluß ausgeübt hat. Ich hatte ihm meine damals gerade im Inselverlag erschienene Carmen-Uebersetzung zugesendet, und so kam das Gespräch ungezwungen auf französische Literatur und auf Mérimée; schon diesen wollte er nicht gelten lassen, weil er und seine Wirkung ihm ein Beweis für die „moralisfreie“ Geistesverfassung der Franzosen zu sein schien! Die ganze moderne französische Dichtung aber war für ihn ein schlagender Beweis für die Dekadenz des Franzosentums, für seine völlige moralische Inferiorität, die sein Ausschleiden aus dem Wettkampf der Völker zur Folge haben werde. Er fand es bezeichnend, daß man damals dem Mauissant im Parke Monceau in der Mitte der reichsten Stadtviertel von Paris, jenes Denkmal setzte, das — charakteristischer als es der Bildhauer vielleicht geahnt — die Geschichte eines Lüftlings und seines Einverständnisses mit der eleganten Müßiggängerin zu seinen Füßen erzähle, und er übte mit starkem, alttestamentlichem Rigorismus seine Kritik an dem Welterfolge dieses Romaniers, der mit dem Christentum der europäischen Kulturvölker freilich nicht zu vereinbaren ist.

Man kann aus Nordaus gesammelten Essays, die vor Jahren unter dem Titel „Zeitgenössische Franzosen“ erschienen sind, heute im einzelnen sich nochmals überzeugen, welches das Bild der französischen Literatur und Kultur gewesen ist, das in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege in Deutschland herumgereicht wurde. Es war ganz gewiß echt und richtig, aber es war zum mindesten seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts eben doch nicht mehr die ganze Wahrheit. Denn auf allen kulturellen Arbeitsgebieten begann sich damals ein neues Lebensgefühl, ein neues Streben und eine neue Denkart zu regen und war auf dem besten Wege, sich die kommende Generation zu erobern. Es war in dem Frankreich vor dem Kriege nicht anders als in Deutschland: alle die notwendigen Zwischenstufen und Uebelstände der modernen Kultur, die Frankreich früher und darum auch heftiger zu durchleben hatte, waren bereits über die Zeit der Krisis hinweg, die schlimmen Begleiterscheinungen des modernen Kapitalismus und Industrialismus, der Großstadt, der neuzeitlichen Reizsamkeit und der Umwertung aller Werte waren in der Kurve der Entwicklung bereits um den Scheitelpunkt herumgekommen, und es begannen die Ansätze zu dem jugendlichen Aufbau einer neuen Welt: da aber siegen im letzten Augenblick die Geister der alten Ordnung, schufen den Krieg, und alles, was die neue Bewegung an geistiger Kraft, an Idealismus und Freude erzeugt und angesammelt hatte, kam der kriegerischen Bewegung zu gute, verbrauchte sich in ihrem Dienste oder zerrieb sich in nutzloser Opposition gegen eine übermächtig gewordene Gewalt. Es bleibt die Tragik der westeuropäischen Kultur, daß es ihr nicht vergönnt war, sich über die Zeit ihrer inneren Krisis hinaus zu entfalten, weil die Katastrophe des Weltbrandes schließlich alles in einen Trümmerhaufen verwandelte.

Ob es jetzt möglich sein wird, über den Abgrund der letzten fünf Jahre hinweg die Ansätze des neuen Lebens nochmals zu suchen und — trotz allem! — doch noch zur Entfaltung zu bringen? Es wird fast ausschließlich auf Frankreich ankommen! Denn

Frankreich hat das geistige Schicksal des europäischen Kontinents in Händen; bleiben die alten Ideen, die jetzt der Sieg dort in den Sattel gehoben hat, dauernd mächtig, dann ist das Chaos in Europas Mitte unausbleiblich, und Deutschland wird den westlichen Nachbarn mit in den Strudel hinabziehen. Cavetel! Es ist eine gemeinsame Sache Deutschlands und des kommenden Frankreich, den Wiederaufbau des Geistes zu betreiben und trotz aller moralischen und physischen Zerstörungen dieses Krieges es nochmals mit jenen Versuchen zu wagen, die der Krieg in ihren ersten Anfängen vernichtet hat.

Zu diesen Wurzeln der neuen französischen Geistigkeit führt darum das soeben erschienene Buch eines jungen Bonner Gelehrten, Ernst Robert Curtius^{*)}. Indem es von der beginnenden Ueberwindung der neufranzösischen Entartung berichtet, könnte man es als Gegenstück den Norddeutschen Büchern gegenüberstellen. Was dem greisen Journalisten in Paris — und, schlimmer, auch seinen jüngeren Kollegen — völlig entgangen war, wird nun im einzelnen geschildert: die geistige Erneuerung Frankreichs vor dem Kriege, der anschwellende Protest gegen die *fin-de-siècle*-Stimmung, gegen die Ueberkultur, gegen die Müdigkeit und Resignation, jener Ruf nach Hingabe und Glaube, jene Vereinigung von Vaterland und Menschheit in einem neuen, heißen Weltgefühl. Ich habe vor kurzem an dieser Stelle („Pyramide“ Nr. 27 vom 6. Juli) durch die literarische Persönlichkeit Romain Rollands gezeigt, was dieser neue französische Glaube gerade heute für uns seelisch bedeuten kann: der „Johann Christoph“, die Bibel der neuen, völkerverbindenden Religion, ist ja bereits in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet. Neben und hinter ihm stehen als andere Wegbereiter Dichter wie André Gide und Paul Claudel, für die Franz Vlei schon vor dem Kriege durch Uebersetzungen sich bemüht hat, — Mystiker von tiefer Ergriffenheit und religiöser Andacht, denen die Kunst nicht mehr wie den Meistern der Dekadenz lediglich um der Kunst willen da ist, sondern als Mittel zur Aussprechung der erhabensten Gefühle. Und neben den Dichtern stehen die Lebenskritiker, steht vor allem Charles Péguy: auch er ein Geist voll Intuition und dichterischer Sympathie im Sinne Bergsons, der ja dieser neuen Generation die philosophischen Grundlagen geschaffen hat; auch er ein Mann des Glaubens, ein zur alten Kirche zurückgekehrter Gottsucher, aber ohne daß ihn, so wenig wie Claudel, die kirchlichen Kreise besonders anerkennen; auch er ein Mensch der französischen Erde, ein Bauernsohn, der fest und stolz wurzelt in den Traditionen der heimatischen Geschichte und nach den langen Jahrhunderten einer um klassische Formenreinheit sich mühenden Kunst nun auch wieder die germanische Seele des Franzosentums und die von der Klassik verschüttete Ueberlieferung seines Mittelalters zum Leben erweckt: ein Feind jenes modernen Geistes darum, wie er durch die Versteinigung des von der Aufklärung überkommenen Gutes geworden ist, ein glühender Hasser der Bourgeois und der „Intellektuellen“, als deren Hochburg die Sorbonne die scharfen und treffenden Angriffe dieses unabhängigen Wahrheitsuchers erfahren muß.

In Péguy's und Rollands persönlichen Schicksalen verkörpert sich gleichsam symbolisch die Tragik dieser Vorbereiter des neuen Frankreich. Schon stand um sie eine starke, zukunftsfrohe, jüngere Generation — bereit, die Gedanken der Älteren nun auch in alle Tiefen der Nation und über die Grenzen des eigenen Landes hinaus zu tragen: da kam der Krieg! Den einen verschlang mit der Jugend des Volkes der rasende Moloch: er liegt irgendwo an der Marne begraben; und der andere blieb bei seinen Idealen und ward ausgestoßen, verfehmt. Das Werk ist vernichtet! Und nicht nur die Literatur, von denen das Buch von Curtius allein handelt, sondern auch alle die anderen kulturellen Lebensgebiete haben solche oder ähnliche Anfänge austauschen und dann vorzeitig wieder zugrunde gehen sehen: sie haben — vielfach angeregt und geleitet durch diese so ganz und gar nicht ästhetisierenden, so vollkommen auf das tätige Leben drängenden Dichter — an einem neuen Frankreich mitgeschaffen, an einer reineren, edleren und würdigeren Zukunft, die jenseits des Sumpfes der großstädtischen, weltklugen, unfittlichen Gegenwart die Menschen zu einem humaneren Dasein führen wollte, und überall forderte dann der Krieg das Opfer dieser Zukunft. Man könnte von Auguste Rodin sprechen, über den wieder Grautoff zuerst in Deutschland durch eine heute sehr verbreitete Biographie berichtet hat; man möchte an Sabatier und die Modernisten denken, die an der Reform der Kirche arbeiteten, an die imposante Bewegung der französischen Volksschullehrer, die unter Ferdinand Duiffons Führung der kapitalistischen Republik und ihrer Revanchepolitik den Gehorsam aussagten, nicht zuletzt auch an den revolutionären Syndikalismus — und an seinen geistigen Vater Georges Sorel, der nicht nur seiner philosophischen Herkunft nach als Schüler Bergsons in diese Reihe zählt: er hat auf dem Gebiete der Arbeiterbewegung eine ähnliche geistige Wiedergeburt begonnen und auch hier den Willen zur Tat und im besonderen auch die antimilitaristische Propaganda proklamiert. Vielleicht findet sich einmal ein Historiker, der all diese Regungen und Kräfte im Zusammenhang schildert, wie es jetzt Curtius für das Sondergebiet der Literatur getan hat, und der die gemeinsame Kraft eines neuen Werdens in all diesen äußerlich so verschiedenartigen Bestrebungen aufzeigt. Er wird dann auch zu erweisen haben, daß selbst das offizielle Frankreich sich nicht auf die Dauer der elementaren Gewalt dieses Stromes widersetzen konnte und selbst

^{*)} Ernst Robert Curtius, Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. Potsdam, Gustav Kiepenheuer.

die auswärtige Politik auf diese Faktoren neu einstellen mußte; man hat den Eindruck, daß sogar das Bürgertum, in dem die Ueberlieferungen des 18. Jahrhunderts ja immer besonders mächtig waren, wenigstens den weltbürgerlichen Gedankengängen des neuen Geistes nicht fremd gegenüber blieb und daß Constant d'Estournelles sich bei seinem Wirken auf einen breiten, wenn auch nicht sehr zielstrebigen bürgerlichen Humanitarismus stützen konnte. Warum dann das herrschende Frankreich die ganze, ihm so feindselige Renaissancebewegung doch noch einfangen und gerade noch außen hin ablenken konnte, bleibt eine Frage, die der Diskussion sehr wohl wert wäre und bei der die deutsche Marokkopolitik eine recht wesentliche Rolle spielen dürfte. Jean Jaurès, der die Dinge klar übersah, stemmte sich mit seiner ganzen Persönlichkeit wider den diabolischen Schatz der Imperialisten; aber als die Entscheidung gefallen war, wählten nur noch wenige einen anderen Weg als jenen, den Hervé und Péguy gegangen.

Rolland blieb das Haupt der Wenigen, und an ihn heftet sich die Hoffnung Europas. Er hat auch nach der Katastrophe des neuen Geistes den Glauben an Leben und Zukunft immer betont, und selbst in den düstersten Tagen, als auch die primitivsten Bräuche des Völkerverkehrs verachtet wurden, die moralische Solidarität von Deutschland und Frankreich festgehalten. Das ist das praktisch-politische Glaubensbekenntnis, das sein Lebenswerk durchzieht, und es ist in der Tat heute die einzige Möglichkeit, die Europa noch retten kann. Das wird kein Bund der Akademien oder der Diplomaten oder der wechselnden politischen Konstellationen sein können, überhaupt kein Werk mit alten Mitteln, sondern nur eines voll des neuen Geistes. Den aber hat drüben einstweilen der Jubel über den fast schon nicht mehr erwarteten Sieg ertötet, und unumschränkter denn je herrscht die Gewalt. So muß Europa warten und bangen, ob das neue Frankreich nicht doch noch einmal erwachen will, um sich schließlich durchzusetzen. Schon beginnt es sich da und dort zu regen, schon hört man vom Widerspruch der französischen Sozialisten gegen den Friedensvertrag, schon finden Sembat und Voguet Worte, in denen die Verstimmung des französischen Volkes wiederklingt. Man wird das alles nicht überschätzen dürfen, aber man weiß, daß das neue Frankreich kommen wird. An uns ist es nur, zu warten und zu wachen, denn man soll sich nicht würdelos anbieten, wie es leider schon wieder versucht wird. Aber man soll vorbereiten und Schwierigkeiten beseitigen, damit dereinst die Brücken geschlagen werden können und die Völker sich finden im neuen Europa.

J. P. Jacobsens „Frau Marie Grubbe“.

Privatdozent Dr. jur. et phil. v. Grolman.

Als Jacobsen am 30. April 1885, von der treuen Mutter umhegt und gepflegt, wenig gekannt nach schwerem Leiden in Kopenhagen der Schwindsucht erlag, da ahnte niemand in Deutschland, welche Bedeutung die Werke des stillen, jehnsuchtsvollen Dichters auch für die Entwicklung der neueren deutschen Literatur gewinnen sollten. Niemand ließ sich damals träumen, daß demnächst ein sehr großer Teil der deutschen Romane nach Weltanschauung und Naturerleben, nach Inhalt und Form sich den wenigen Werken des einsamen Dänen mit solcher Intenivität nähern würde, wie es tatsächlich geschah. Es ist das große Verdienst des Reclam'schen Verlages gewesen, daß er im Jahre 1889 den Roman: Niels Lyhne (mit einer Einleitung von Theodor Wolff, welche immer noch das beste ist, was in Deutschland über Jacobsen geschrieben wurde) in der Universalbibliothek erscheinen ließ. (Nr. 2551/52.) Bald folgten die 6 Novellen (Nr. 2889) und bald zeigten sich die ersten Wirkungen dieser Veröffentlichungen. Etwa um 1900 begann jene lange Reihe von deutschen Romanen zu erscheinen, in denen — meist nicht ohne autobiographische Elemente — die Probleme der heranwachsenden männlichen Jugend die verschiedenartigste Gestaltung fanden, alle aber in solchen intellektuellen und ästhetischen Formen, die deutlich und klar auf Jacobsens Niels Lyhne und seine 6 Novellen zurückweisen. Damals beging die Universalbibliothek eine Unterlassungssünde, indem sie es versäumte, Jacobsens Hauptwerk, die „Frau Marie Grubbe“ zu bringen. Es erschienen später anderwärts statt dessen die würdigen Gesamtausgaben von Jacobsens Werken bei Diederichs-Jena und im Inselverlag. Die Strohmännische Uebersetzung der „Frau Marie Grubbe“ bei Otto Jantke (Berlin 1878) wurde lange nicht genügend bekannt. Vor mehreren Jahren schon schrieb ich dem Reclam'schen Verlag und wies auf diese Unterlassung hin. Nunmehr ist, als Nr. 6002—6004, die „Frau Marie Grubbe“ in einer guten Uebersetzung endlich erschienen, reichlich spät. Aber trotzdem wird es gehen wie seinerzeit: viel problematische Jugend wird auch diesen schlanken Band wochen- und monatelang ganz, zum Teil, schließlich in einzelnen Blättern mit sich herumtragen, genau so wie es damals mit dem Niels Lyhne geschah, dem treuen Begleiter auf so vielen einsamen Wanderungen im herbstlichen Hardtwald und Park. Und es ist gut, wenn es so kommt. Denn das Jacobsensche Wunderwerk in seiner unsäglich, wehmütigen Feinheit und unvergesslichen bildhaften Schönheit bietet gerade dem deutschen jungen Menschen unserer Tage ungleich mehr, als so manches hilflose Produkt unserer zeitgenössischen literarischen Produktion, in der nicht selten Kraft mit Radau, Effektfreude mit Mystik und noch manches andere mehr miteinander vermischt wird.

Eigentlich sollte man es nie unterlassen, bei der „Frau Marie Grubbe“ auch den Untertitel mitzugeben: „Interieurs aus dem 17. Jahrhundert“. In den vielen Einzelbildern blüht und leuchtet in ferner und lichter Schönheit die rätselhafte und hochge-spannte Zeit der dänischen Spätrenaissance, überall glüht die ver-schwiegene Wärme jener holländisch-französisch-dänischen Kultur-burchdringung, kraftvoll, bisweilen brutal im Geniezen und Auswirkenlassen des Daseins als soßem und immer feinner-vig, raffiniert, zuckend und vibrierend; üppiges Träumen und schweifende Sehnsucht, laute theatralische Freude und tiefe, weh-mühtige, mystische Versunkenheit. Es ist die Zeit jener ungekann-ten und grenzenlosen Menschen der Ebene, wo Nordfrankreich sich in Flandern, in die Generalstaaten, in die niederdeutsche Ebene weitet; es ist die Landschaft der Ruysdael und Hobbema, märchenhaft hoch und abenteuerlich tief, aber immer voll beweg-ter Luft und bewegter Schwermut. Bisweilen aber leuchtet etwas von dem herblich strahlenden Gold der Landschaft des Claude Lorraine mit ihrer stillen und versunkenen Ruhe. Aber auch die Räume des Hauses werden bei Jacobson zu Landschaften, seine Schilderungen sind von größter Eindringlichkeit, z. B. (S. 225): „in einem gelben und glühenden Strom floß das Licht der sinkenden Septembersonne in die Kammer hinein und hob die dürftigen Farben drinnen zu Glanz und Herrlichkeit; die ge-tünchten Wände erhielten Schwanenweiße, die gebräunte hölzerne Decke die Glut von Kupfererz und der verschlossene Bettumhang ward zu weinroten Falten und purpurnem Stoff. Es war blendend hell; selbst das, was im Schatten war, leuchtete nach; es war, als schimmere es hervor aus einem Nebel von laubgelbem Licht. Um Marie Grubbes Haupt spann es das Gold eines Glorionscheines und küßte ihre weiße Stirn; aber daß Augen und Mund tief im Schatten lagen, das machte ein vergilbender Apfelbaum, der seine fruchttrübenden Zweige verlockend vor die Fensterscheiben hielt.“ Hier wie an so mancher anderen Stelle ist die Art und Weise holländischer Malerei zum Dichterwort ge-worden. Aus guten Gründen. Denn geheimnisvoll und träu-merisch wie sie, sinnlich und leidvoll ist auch das Wesen der Men-schen in dieser Landschaft, ist vor allem die Frau Marie Grubbe selbst. Es ist das alte, melancholische Lied von der großen Liebe, die nicht enden kann und ruhelos und jehnsuchtsvoll durch alle vermeintlichen Höhen und Niederungen des Daseins schweift, bis sie nach vielen Irrgängen schließlich jene menschenferne und ab-sonderlich anmutende äußere Form findet, in der sie sich schließ-lich zu beruhigen scheint. Aber doch nicht endgültig. Denn auch hier „ist es das große Traurige, daß eine Menschenseele stets allein ist. Es war eine Lüge, jeder Glaube an die Verschmelzung von Seele und Seele“ (Niels Lyhne, ed. Reclam, S. 243). Aber mehr als das: Was die „Frau Marie Grubbe“ so viel wertvoller und innerlicher macht als den „Niels Lyhne“ ist die konsequente, sich ins Höchste und Letzte steigende Durchführung des Gedankens, daß die äußere Form ein Nichts ist im Verhältnis zu dem inne-ren Sein und der Erkämpfung von dessen völliger Unab-hängigkeit. In den äußeren Verhältnissen sinkt Frau Marie Grubbe von Stufe zu Stufe. Ihre mehreren Ehen sind ein stu-fenweises Verlassen von Glanz und Ehre, von Besitz, Macht und vergänglicher Schönheit. Aber je mehr dies alles aufgegeben wird, desto mehr erhebt sich die Seele der entsagenden und still gewordenen Frau, bis sie unter dürftigen äußeren Verhältniß-len schließlich in der Ehe mit dem „Mann“ eine vorläufige Be-ruhigung findet. Allein noch hat Jacobson die letzte Konsequenz nicht gezogen. Erst die alte Witwe, die in täglicher, harter Ar-beit des Daseins eigentlichen Sinn und seine tiefe Lust erkennt, kann ihr endgültiges Glaubensbekenntnis in Worte fassen: „Ich glaube, jeder Mensch lebt sein eigenes Leben und stirbt seinen eigenen Tod, das glaube ich“ (S. 330), jenes Wort, das von Georg Simmel so gern aufgegriffen und von Rilke ins Mystische formuliert wurde, wenn er in seinem „Stundenbuch“ ausruft:

„Oh Herr, gib jedem seinen eigenen Tod,
das Sterben, das aus jenem Leben geht,
darin er Liebe hatte, Sinn und Not!“

Das Wort, das in der Weltbibel des 20. Jahrhunderts, in Rilkes „Aufzeichnungen des M. M. Briggs“ eine wichtige und gleichsam leitmotivartige Rolle spielt.

Das Weltleben der Frau Marie Grubbe steigt von hochgele-nem Ausgangspunkt zu den scheinbaren, äußeren Höhen der Menschheit an und senkt sich dann in weitem Bogen, in langer Kurve zu dem, was ihr früher Niederungen des Daseins bedeu-ten hätten. Aber im Verjinken wird es groß, innerlich nämlich: denn der verborgene Mensch des Herzens, von dem früher so gar nicht die Rede war bei den vielen Kleinigkeiten des äußeren Da-seins — dieser zerbricht nicht etwa in den verächtlichen Anläufen zu einer „Ehe“, in diesen vergeblichen Kämpfen um eine erfül-lende andere Menschenseele, sondern er wächst und weitet sich über das menschliche Verstehen hinaus zu jener menschen- und weltüberwindenden, leidgekrönten letzten Freiheit und entsagen-den, still-frohlockenden Güte, an der sogar die Weltweisheit eines Denkers (im Dialog der Frau Marie Grubbe mit dem Magister Solberg) ein beschämendes und spöttliches Ende findet.

Es ist nicht nötig, den Verlauf der Romanhandlung hier auf-zudröseln, die Kabinettstücke jener Interieurs zu zerpfücken. Das ergibt sich alles leicht von selbst. Wohl aber scheint es an-gebracht, auf dieses unerhörte Summa aller Menschlichkeit hin-zuwiesen, wie es sich in dem dichterischen Gleichnis der Geschichte

von Frau Marie Grubbe so eindringlich und ernst darstellt. Denn noch immer gilt das alte, ewige Widerspiel, daß das Wer-den und Wachsen des inneren Menschen sich erwirken muß im Widerspruch mit der Umwelt, für die es ein Spott oder eine Tor-heit ist. „Wie soll ich auferstehen? Als das junge unschuldige Kind, das ich war, da ich zuerst hinauskam unter die Leute und nichts wußte und nichts kannte, oder wie damals, wo ich geehrt und beneidet als des Königs Liebling des Hofes Bierat war? Oder soll ich auferstehen als die alte, arme, hoffnungslose Fähr-mannsmarie, soll ich das? Und soll ich verantworten, was die andern, das Kind und das lebensstolze Weib, was die gesündigt haben, oder soll eine von denen für mich eintreten?“ (S. 330.) Schon dieser Teil von den vielen Fragen, die Frau Marie Grubbe unbewegt und starren Blickes ausspricht, gibt wohl eine Vorstellung, um wieviel sich die „Frau Marie Grubbe“ (die in den Jahren 1873 bis 1876 entstand) erhebt über das Niveau des nachher entstandenen Niels Lyhne, der (verfaßt zwischen 1877 und 1880) so etwas wie ein schwächeres, männliches Gegenstück be-deuten kann. Niels Lyhne sucht und findet voll Verzweiflung den Tod in der Schlacht. Aber Frau Marie Grubbe hält durch und geht, anders auch als Madame Bovary, ihren „Irregang“ bis ans Ende, in dem sie sich unentwegt treu bleibt und das Leid erträgt, ohne es zu verachten, aber auch ohne es zu fürchten. Und so erreicht sie, spät allerdings, in voller Gegenwart noch endlich die Verwirklichung ihres früheren „schönsten Traumes“ (S. 273): „Neben zu können . . . In seligem Frieden die Tage über sich herabschweben lassen, Stunde auf Stunde, während alle Erinne-rungen, Hoffnungen und Gedanken einem in unbestimmten, wei-chen Wellen aus der Seele wegrannen . . .“

Magister Frykstedt.

Von Selma Lagerloef.

(Einzig autorisierte Uebersetzung von Marie Franzos.)

Meine alte Tante Nana Lagerloef, die mit dem Propst in Karlskoga, Tullius Hammargren, verheiratet war, war keine Be-wunderin von „Gösta Berling“. „Das Leben war damals gar nicht so“, sagte sie mir, kurz nachdem das Buch erschienen war, „weder die Männer, noch die Frauen sind richtig gezeichnet“. Sie schien beinahe zu glauben, daß das Buch Schmach und Unehre über die alten Barmeländer und ihr Land bringen würde.

Das war ein hartes Urteil. Und namentlich machte es mir Kummer, daß es von dieser Seite kam. Die Pröpstin von Karlskoga war nämlich eine hervorragende und begeisterte Erzählerin der Ereignisse ihrer Jugend, und ich wußte, daß nicht allein ein paar ihrer eigenen Geschichten, sondern vor allem viel von ihrer besonderen Art, die Menschen der alten Zeiten zu sehen, sich in meinem Buche wiederfand.

Da sie nichts Gutes über das Buch zu sagen hatte, vermied sie meistens, es überhaupt zu erwähnen, solange ich mich auf meinem gewöhnlichen Sommerbesuch im Pfarrhof aufhielt. Eines Tages fiel es ihr jedoch ein, mich zu fragen, wen ich mir eigentlich als Vorbild für Gösta Berling gedacht hatte.

Ich erklärte ihr, daß der Charakter nach dem Muster eines Pfarrsohnes aus Sunne gezeichnet war, von dem ich in meinem Elternhause viel erzählen gehört hatte. Sobald er sich nur zeigte, herrschte Freude bei allen Gastmählern, und das altersschwächste Klavier bekam Klang und Ton, wenn er nur die Tasten berührte.

Die Gedanken der alten Pröpstin flogen nun zu ihrer Jugendzeit in Marbada zurück. Der Pfarrhof Sunne lag ja ganz in der Nachbarschaft. Da hatte sie sicherlich bei vielen großen Veranstaltungen getanzt und gespielt.

„Ach so, Kalle Frykstedt“, sagte sie. „Ich habe mir schon öfters gedacht, ob du nicht vielleicht ihn im Sinne hattest.“

Ich wagte nicht, zu fragen, ob er richtig gezeichnet war, und suchte nur herauszubringen, ob sie in ihrer Jugend viel mit ihm zusammengetroffen war.

Nein, das war sie nicht. Er war um vieles älter als sie, natürlich. Aber sie hatte ihn ein paarmal in Karlstad getroffen, nachdem sie geheiratet hatte.

„Da war er vielleicht schon herabgekommen?“ fiel ich ein.

„Kalle Frykstedt?“ rief die Pröpstin mit recht scharfer Betonung. Und sie sah mich so erstaunt an, als könnte sie sich gar nicht denken, was ich meinte.

Die Sache war nämlich die, daß sie irgendwie mit einem eigen-unantastbaren Zauberkreis um sich durch das Leben gegangen war. Schön und gewinnend und reich begabt war sie gewesen und war es noch immer. Alle, für die sie Sympathie empfunden, hatten sich ihr von der besten Seite gezeigt, und sie war ihnen treu geblieben und sah sie für alle Zeiten fein und gut und begabt vor sich. Sie war durchaus nicht blind oder unerfahren, sie wußte, wie die Welt ist, aber sie hielt diese Kenntnis stolz von sich fern, und dasselbe verlangte sie von allen anderen, die in ihre Nähe kamen.

Eine Weile sah sie stumm zu, während das Strickzeug in ihrem Schoße ruhte. Aber bald sah sie mit einem feinen Lächeln auf. „Warte, nun sollst du hören, wie Kalle Frykstedt war“, sagte sie.

Mir wurde so ängstlich zumute wie einem Schuljungen, der dasiecht und ein schlechtes Zeugnis für eine Hausarbeit erwartet. Aber es war mir doch lieber, als wenn sie überhaupt nicht geruhte, über das Buch zu sprechen.

„Es war zu der Zeit, als ich gerade jung verheiratet war“, begann sie, und nun wußte ich, daß ich etwas recht Schönes zu hören bekommen würde. Denn sie, die jetzt auf dem größten Pfarrhof in Barmeland saß und alles in Hülle und Fülle hatte, fand große Freude daran, von der Zeit zu erzählen, wo ihr Mann noch als junger Lehrer in der Knabenschule in Amal angestellt war und sie so unbegreiflich wenig zum Leben hatten. Nie vergesse ich eine Geschichte von einer Packliste, die in ihrem ersten Salon als Sofa verwendet wurde. Sie machte aus diesem Sofa eine so schöne Geschichte, daß jung und alt die Tränen in die Augen kamen, während sie dasahen und zuhörten.

Nun erzählte sie mir, wie ihr Mann, als sie ein Jahr verheiratet waren, den Entschluß faßte, das Pastorenexamen zu machen, den Magistergrad hatte er ja schon in Upsala erworben, aber es war damals gebräuchlich, daß die Schulmagister auch Geistliche waren. „Mußte er da wieder nach Upsala fahren?“ fragte ich. — „Nein, nur nach Karlstad, damals konnte man das Pastorenexamen auch in Karlstad machen.“

Tante Nana und ihr Mann verließen also Amal und wohnten solange in Karlstad, als die neuen Studien dauerten. Und die ganze Zeit mußten sie von geborgtem Gelde leben. — „Daß ihr das wagtet!“ sagte ich. — „Es mußte sein“, antwortete die Tante. Aber man hörte es ihr an der Stimme an, welch' großes Wagstück dieses Unternehmen damals für sie gewesen war.

„Aber ich wollte ja nicht von uns sprechen“, fuhr sie fort, „sondern von Magister Frykstedt. Er war auch unter denen, die das Examen machen wollten, und er wohnte auch in Karlstad und studierte da. Er war in den letzten Jahren von einem Gut zum andern als Hofmeister herumgezogen, und nun hatten ihn Freunde überredet, diese Prüfung zu machen, damit er doch einmal einen anständigen Lebenserwerb hatte. Dadurch traf ich einigemal mit ihm zusammen.“ — „Und er gefiel dir, Tante, wie all den andern?“ — „Anfangs hatte ich eigentlich Angst vor ihm, denn er war fast nie nüchtern.“ — „Ach so“, sagte ich, „ich glaubte doch...“ — „Du fragst, ob er herabgekommen war“, sagte die Tante, „aber weißt du, er hatte sich so ganz in der Gewalt und besaß so große Kenntnisse, daß die Herren des Domkapitels beinahe Angst hatten, als sie ihn prüfen sollten. Aber getrunken hat er freilich. Hammargren und die andern pflegten ihm am Abend vor einer Prüfung die Schuhe wegzunehmen, denn sonst konnten sie sicher sein, daß er die ganze Nacht im Wirtshaus saß und am nächsten Tage nicht auf den Füßen stehen konnte.“

Als ich das hörte, fand ich, daß das besser zu meiner Beschreibung von „Gösta Berling“ paßte, als ich erwartet hatte, aber ich hütete mich wohl, eine solche Anekdote laut werden zu lassen.

„Kam es dann dazu, daß er seine Prüfung machte?“ fragte ich. — „Ja, er machte sie zugleich mit Hammargren und natürlich mit Auszeichnung. Ja, ich hätte es lieber gesehen, daß er sie nicht bestanden hätte“, fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

Ich dachte mir, daß sie sich in aller Stille sagen mochte, daß Kalle Frykstedt nicht für den priesterlichen Beruf paßte, und es mag wohl sein, daß dem so war, aber das hätte sie nie zugegeben. Es durfte nichts Verkleinerndes über die Gebräuche und Sitten der alten Zeit gesagt werden, zum mindesten nicht, wenn jemand, der einer jüngeren Generation angehörte, zugegen war. Nein, ihr Grund war der, daß sie und ihr Mann sich für verpflichtet gehalten hatten, am Examentag ein Mittagessen für den Bischof und das Domkapitel zu veranstalten, und bei diesem Mittagessen waren die Prüfungskameraden selbstverständlich auch zugegen. Sie hätte Kalle Frykstedt lieber nicht bei dem Feste gesehen, da sie überzeugt war, daß er sich betrinken würde, aber da er sein Examen gemacht hatte, mußte man ihn doch kommen lassen, ihn wie die anderen.

Mit nicht besonders freundigen Gefühlen traf meine Tante die Vorbereitungen für das Mittagessen. Sie wohnte damals in einer ganz kleinen Wohnung, Schlafkammer und Wohnzimmer im ersten Stock und Küche und Studierzimmer im Erdgeschoß, und das war gerade kein passender Schauplatz für ein Bischofsdiner. Essen zu beschaffen war nicht so schwer: das meiste schickte ihre Mutter aus Marbacka, aber Porzellan und Glas und Silber hatte sie damals nicht in solcher Menge, daß es für eine große Mittagstafel reichte, sondern sie mußte sich das Fehlende von Freunden und Bekannten ausleihen.

Aber die Besorgnis, daß Kalle Frykstedt sich betrinken und irgend einen Unfug anstellen würde, war doch das, was alles andere überwog.

Das Mittagessen fand also statt. Der Bischof kam und Kalle Frykstedt kam, und wunderbarerweise wurde es der allergrößte gesellschaftliche Erfolg, den meine Tante noch zu verzeichnen hatte.

Ich dachte mir, wie zart und zuvorkommend und unterhaltend meine Tante noch heute als Hausfrau sein konnte, ich dachte mir dies durch jugendliche Schönheit und Fröhlichkeit erhöht, und ich sagte mir, daß es natürlich ihr Verdienst war, wenn die Gesellschaft so ausgezeichnet gelungen war.

Aber das stellte sie ganz entschieden in Abrede. Es sei nicht ihr Verdienst gewesen, sondern das Kalle Frykstedts.

Fürs erste war er so schön gewesen, mit den tiefen melancholischen, gleichsam brennenden Augen und dem welligen Haar. Solange er beim Mittagstische saß, berührte er den Wein kaum. Es war etwas Hochgestimmtes und Berklärtes in ihm, und alles, was er sagte, war so fesselnd und interessant, daß er der Mittelpunkt der Gesellschaft wurde.

Meine Tante hatte sich nie vorgestellt, daß ein Mensch einer so starken Inspiration fähig sein könne. Er hielt Rede um Rede, aber das waren keine gewöhnlichen Tischreden, sondern sie waren voll schöner, tief sinniger Gedanken. Er entführte die anderen Tischgäste, wohin er wollte, es waren neue Welten, die er ihnen auftrat. Aber so gepackt man auch von dem war, was er sagte, dachten doch alle, daß er selbst das größte Wunder war. Und sie genossen in vollen Zügen die große Offenbarung, den Genius in einer Menschenseele lodern und leuchten zu sehen.

Es waren noch andere begabte Leute an der Tafel. Bischof Agardh war selbst ein hervorragender Mann, und mehrere der anderen waren gelehrte und kluge Leute. Sie waren jetzt von Frykstedt wie mitgerissen, ihr Gehirn arbeitete rascher und kräftiger als sonst. Aber so wie er war doch keiner.

Dem Essen wurde nicht viel Aufmerksamkeit gewidmet, doch die Gäste blieben Stunde um Stunde an dem Tische sitzen. Endlich erhob sich der Bischof und nahm Abschied, und mit ihm entfernten sich mehrere der älteren Gäste. Meine Tante ging auch hinaus und legte sich nieder.

Einige von den Tischgenossen konnten sich nicht entschließen, zu Bette zu gehen. Sie nahmen Flaschen und Gläser in das Arbeitszimmer im Erdgeschoß mit, und dort setzten sie das Fest bis zum helllichten Tage fort.

Magister Frykstedt hielt die ganze Zeit Reden, aber nun trant er auch. Gegen Morgen stand er da und sprach, an den Tisch gelehnt, auf dem die Getränke aufgestellt waren. Doch plötzlich schwanke er, fiel und zog das Tischtuch und alles, was darauf stand, mit.

Als meine Tante am nächsten Morgen erwachte, hatte sie noch kaum an den gestrigen Tag zurückgedacht und sich darüber gefreut, daß alles so gut abgelaufen war, als sie erfuhr, daß alle Gläser und Flaschen zerbrochen waren. Und damit war ihre Freude zerstört. Es wäre ja bei ihrer Armut schon ein Unglück für sie gewesen, wenn das Berschlagene ihr selbst gehört hätte, aber nun war es viel schlimmer. Fast alles war geborgt, und manche davon waren sehr feine und kostbare alte Erbstücke, die zu ersetzen unmöglich war.

Am Vormittag kam Magister Frykstedt zu Besuch. Er war nun nüchtern und besonnen, und meine Tante empfing ihn, als ob gar nichts geschehen wäre.

Er dankte für den Abend und begann dann von alltäglichen Dingen zu reden. Aber man merkte ihm eine gewisse Unruhe an. Er sah meine Tante forschend an und schien auf einen Ausbruch des Zornes oder der Bitterkeit zu warten. Endlich konnte er es nicht lassen, einen Versuch zu machen, sich zu entschuldigen.

„Ich kann mich nicht mehr erinnern, was heute nacht passiert ist“, sagte er und strich sich über die Stirn, „aber irgend etwas schwebt mir dunkel vor. Ach bitte, sagen Sie mir doch, ob ich mich irgendwie schlecht benommen habe.“

„Nein“, erwiderte meine Tante, und ich kann mir denken, wie entzückt sie ihn angelächelt haben muß, „nein, Magister Frykstedt, Sie waren derjenige, der uns alle unterhalten, ja, das ist viel zu wenig gesagt, uns alle hingerissen hat.“

Aber er schien sich noch nicht beruhigt zu fühlen. „Wenn ich Schaden oder Verdruß verursacht habe“, sagte er, „so möchte ich um Entschuldigung bitten.“

„Sie haben gar keinen Grund, sich zu entschuldigen, Herr Magister“, sagte meine Tante mit bestimmtem Ton.

Ich wußte wohl, warum sie so antwortete. Der Mann da vor ihr hatte freilich ihre Freude verdorben und ihr große Sorgen verursacht, aber sie hatte ihn als ein Genie kennen gelernt, einen hochfliegenden Geist, und sie konnte sich nicht überwinden, zu gesehen, daß sie um seine Erniedrigung wußte. Meine Tante hatte etwas an sich, das mir die Tränen in die Augen treiben konnte, ohne daß ich selbst wußte, warum. Nun weiß ich, daß es deshalb war, weil bei ihr die kostbare Perle hervorblitzte, die Poesie heißt, die Poesie der alten Zeiten.

„Ach, was bin ich froh“, hatte der arme Schelm gerufen, „ach, was bin ich froh!“ — Und er hatte die Hand meiner Tante geküßt, wie ein Bettler, dem ein Gnadengeschenk zuteil geworden. Dann hatte er sich aufgerichtet und war wieder strahlend und sprühend gewesen, wie am Vortage.

Auch ich küßte meiner Tante Hand, als sie ihre Geschichte beendet hatte.

Ich verstand wohl, was sie mich lehren wollte: den Großen und Genialen darf man nur mit hingebender Bewunderung nahen und muß gegen alle ihre Fehler blind sein. Aber diese Zurechtweisung war kaum unter dem Jubel zu spüren, der meine Seele erfüllte.

Ihr Männer vergangener Zeiten, ihr Frauen vergangener Zeiten, dachte ich, ihr wartet doch so, wie ich euch vor mir gesehen in einem langen Traum...